

CLAUDIA WEISS

Ratten-
fängerin

ROMAN

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe März 2016
Knaur Taschenbuch
Copyright © 2016 by Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: agk-images; agk-images / Mondadori Portfolio /
1999 / Mondadori Portfolio; agk-images; FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51485-6

2 4 5 3 1

PROLOG

Eva, Geliebte, wach auf, wir müssen fliehen!«
Vorsichtig blinzeln öffnet Eva von Buttlar ihre verquollenen Augen und blickte überrascht in das schmutzige, von Bartstoppeln beschattete Gesicht ihres Mannes, über das im Schein einer flackernden Kerze wilde Schatten zogen. Er hockte, mit einem schweren ledernen Wams bekleidet und einem dicken Wollumhang über dem Arm, vor ihrem Lager aus schmutzigem Stroh, auf dem sie sich in dieser feuchtkalten Märznacht des Jahres 1706 zusammenkauerte.

»Leander, Liebster, fliehen sollen wir? Wie kommst du überhaupt hier herein in meine Zelle? Haben sie dich nicht auch in Ketten gelegt?« Erst als sie die Füße bewegen wollte, bemerkte sie den zweiten Mann im Kerker, der sich an dem Schloss ihrer Fußschellen zu schaffen machte. Es war einer der Wärter. Ungläubig starrte sie ihren Mann an, der inzwischen die Kerze auf den Boden gestellt hatte und ihr half, sich aufzusetzen.

»Die Ketten bist du gleich los. Und hinter der Burg warten bereits zwei ausgeruhte Pferde auf uns. Leg den Umhang um und komm.«

»Aber wir sind doch drei! Was ist mit Justus geschehen?« Verwirrt schaute Eva in die dunklen Augen ihres Mannes, die sich betrübt senkten.

»Er kommt nicht mit uns.«

Eva schluckte. »Warum? Haben sie ihn etwa ..., haben sie ihn schon ...?«

»Nein, auch die Vollstreckung seines Urteils steht erst für morgen früh an, genau wie die unsrigen. Allerdings geht es ihm nicht gut. Ich war eben bei ihm. Die Henkersknechte haben ihm bei der Tortur ordentlich zugesetzt.«

Eva krallte sich in seinen Arm und schluchzte auf. »Warum tun sie uns das nur an, Leander? Was haben wir so Schlimmes angerichtet, dass sie uns derart verfolgen? Wir tun doch keinem Menschen etwas zuleide, wollen nur dem Herrn auf unsere Weise dienen. Wie kann man so grausam sein und uns dafür so furchtbar quälen?« Kräftig schneuzte sie sich in den Lumpen, der ihr als Decke gedient hatte. In dem Moment fielen die Ketten von ihren Füßen, und der Wärter drängte die beiden zur Eile.

»Jetzt ist nicht die Zeit, euer Schicksal zu bejammern. In Gottes Namen, seht zu, dass ihr möglichst weit von hier fortkommt, bevor jemand eure Flucht bemerkt.«

»Er hat recht, Eva, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Aber was wird aus Justus?« Eva stemmte sich mit aller Kraft gegen den festen Griff ihres Mannes, der sie zur Zellentür zog. Sie durften Justus Gottfried Winter, ihren geliebten Freund und innigen Bruder im Glauben, nicht im Stich lassen. Nicht nach all dem, was er bereits für sie getan hatte.

»Justus geht seinen eigenen Weg. Das weißt du doch, Eva. Dafür hatte er sich bereits entschieden, als er uns seinen Segen für unsere Ehe gab.«

Die zierliche Frau mit kastanienbraunem Haar und auffallend weiblichen Rundungen nickte ergeben. Dass sie die Mitte dreißig bereits überschritten hatte, sah man ihr nicht an. Ihre jugendliche Aura und ihr herzensoffenes, von kindlich gutgläubiger Liebe erfülltes Wesen wirkten hilflos und verloren in dem dunklen, feuchten Kerker der Burg Dringenberg im Paderbornschen, wo man sie und mehr als ein Dutzend ihrer Brüder und Schwestern im Glauben seit Wochen wegen einer Kriminaluntersuchung gefangen

gehalten hatte. Die meisten von ihnen hatte das Gericht wieder gehen lassen, nur mit den drei Köpfen der Buttlarschen Rotte, wie man ihre Glaubensgemeinschaft abfällig schimpfte, kannte der Bischof von Paderborn kein Erbarmen. Zumal Eva und ihre beiden Begleiter das Dreigestirn der Evischen Sozietät genannt wurden. Die Vorwürfe waren seit Jahren die gleichen: Hurerei, Ehebruch, Blutschande, Gotteslästerung und andere Übeltaten und Häresien. Doch tatsächlich hatte ihnen niemand auch nur einen einzigen dieser Vorwürfe nachweisen können. Und schon gar nicht Eva, die von ihren Brüdern und Schwestern im Glauben als die Mutter Eva verehrt wurde. Sie war ein offenerherziger Mensch, der voller Liebe auf andere Menschen zuzuging und sie mit ihrer Frömmigkeit berührte. Aber fleischlich ließ sie sich bei weitem nicht mit jedem ein, wie die Anklage behauptete. Nur Justus Winter hatte ihr so nahekommen dürfen. Eva für ihr Handeln Ehebruch vorzuwerfen, war eine Bosheit der weltlichen Gerichtsbarkeit. Schließlich hatte ihr erster Ehemann, der Pagen-Hofmeister Jean de Vésias, sie verlassen und anderen Damen das Bett gewärmt, es mit der Scheidung aber nicht allzu eilig gehabt, weil er von Evas Vermögen zehren konnte.

Leander war als Liebhaber und zweiter Ehemann erst später in ihr Leben getreten. Im Herbst 1705 hatte sich Eva mit ihm, dessen Taufname Johann Appenfeller war, trauen lassen.

Der Wärter drängte das Paar durch die Kerkertür hinaus auf den dunklen Gang. Leander warf Eva den schweren Wollumhang über die Schultern, den sie dankbar um sich schlang, als ein schneidend kalter Hauch sie streifte. Rasch folgten sie dem Wärter durch den Gang, vorbei an schweren, verschlossenen Türen. Hinter einer drang ein Wimmern hervor. Eva schauderte. War das Justus? Sie griff nach Appenfellers Arm. Vor der Folterkammer blieb der Wärter stehen und schob einen Schlüssel in das Schloss. Eva erstarrte. Was ging hier vor sich? Sie war doch die-

sem Raum erst vor wenigen Tagen entronnen, hatte dort die schlimmsten Stunden ihres Lebens verbracht. Entblößt und in Ketten hatte sie alles gestanden, was man von ihr verlangte, solange man bloß nicht ihren Fuß in den grausigen spanischen Stiefel steckte, dessen Funktion der Henker ihr eindringlich vorgeführt hatte. Wieder stieg Übelkeit in ihr hoch, und sie klammerte sich an Appenfeller, der direkt hinter ihr stand.

»Warum ... Was passiert hier...? Du sagtest doch, wir würden fliehen, und nun ...«

Der Wärter öffnete behutsam die schwere Tür und drehte sich dann zu den beiden um. »Habt keine Angst. Euer Fluchtweg führt hier durch. Auf der anderen Seite der Kammer gibt es eine kleine Tür nach draußen. Sie ist von der Burgmauer nicht einzusehen und wird auch nicht bewacht. Beeilt euch!«

Er schob die beiden in die dunkle Folterkammer und verriegelte hinter ihnen die Tür. In der Kammer mischte sich der Geruch von grüner Seife und Essig mit dem von Angstschweiß und Exkrementen. Die Fackel des Wärters warf unheimliche Schatten auf den sauber gefegten Boden und die ordentlich an den Wänden befestigten Gerätschaften. Eilig durchquerten sie die Stätte des Grauens und der Erniedrigung. Am anderen Ende, versteckt hinter einem Vorsprung, gab es tatsächlich eine kleine Holztür. Der Wärter machte sich an dem Schloss zu schaffen. Mit einem lauten Quietschen, das die drei zusammenzucken ließ, öffnete sich die Tür. Sie hielten den Atem an und lauschten, bis das Knirschen in der Stille verhallte. Schnell schlüpfen sie durch die Tür hinaus in die kalte Märznacht.

Der Wärter malte mit seiner Fackel ein Kreuz in die Luft, und kurz darauf sahen sie am nahen Waldrand dreimal hintereinander ein kleines Licht aufleuchten.

»Das ist das Zeichen«, wandte er sich an die beiden. »Los, lauft jetzt. Man wartet dort mit den Pferden auf euch.«

Eva rannte hinter Appenfeller her über die unebene Wiese. Ihre leichten Schuhe brachen durch die dünne Eisschicht, die der nächtliche Frost über die Pfützen gelegt hatte, und sogen sich voll eisigen Wassers. Die kalte Luft schlug ihr auf die Lungen, aber sie unterdrückte den Hustenreiz. Endlich hatten sie den nahen Wald erreicht und konnten die Umrisse von zwei Pferden erkennen. Ein junges Mädchen, eingehüllt in einen dunklen Umhang, hielt die Tiere am Zügel.

»Beeilt euch, ihr seid spät dran.«

Appenfeller schwang sich in den Sattel, während das Mädchen Eva den Steigbügel hielt. Als diese endlich ihre Röcke und den Umhang so geordnet hatte, dass sie reiten konnte, griff das Mädchen an Evas Wade. »Mutter Eva, ich bewundere Euch für Euren Glauben und den Mut, mit dem Ihr ihn verteidigt. Gebt nicht auf. Ich bete für Euer Wohl!«

Eva von Buttlar schluckte schwer. »Ich danke dir, mein Kind. Wie heißt du?«

»Friederike.«

»Ich werde auch für dich beten, Friederike.« Mit diesen Worten trieb sie ihr Pferd an und galoppierte Appenfeller auf dem schmalen Waldweg hinterher.

Nach einigen Meilen verlangsamten die beiden das Tempo, um die Pferde zu schonen.

»Wie ist dir das bloß gelungen, Leander?«

»Unter den Wärtern und ihren Familien sind Pietisten, Eva. Sie haben in ihrem geheimen Bibelkreis von uns und unserem harten Schicksal erzählt, und man entschied sich, uns zu helfen. Sie haben Geld gesammelt, um die Wachen zu bestechen.«

»Gottes Wege sind wunderbar. Wir erfahren so unerwartet und uneigennützig Hilfe von einfachen Menschen, dass es mich zutiefst bewegt und bestärkt, unseren Weg weiterzugehen.«

Appenfeller nickte ihr zu, verschwieg dabei wohlweislich das Säckchen mit zehn Reichstalern in Gold, dem sie die Hilfsbereitschaft außerdem zu verdanken hatten.

Langsam graute der Morgen, und der Himmel verfärbte sich dunkelviolett, zerschnitten von den nachtschwarzen Ästen der kahlen Bäume. Sie ließen ihre Pferde in den anbrechenden Tag hineinraben.

»Wohin reiten wir, Leander? Ja, wo können wir jetzt noch hin?«

»Wir müssen gen Osten, Eva, bis an die Weser, und dann auf dem Wasser weiter in den Norden.«

»In den Norden?«

»Es gibt nur eine Stadt, in der wir unbehelligt unserem Glauben nachgehen können, und das ist Altona.«

»Altona?«

»Die dänische Hafenstadt vor den Toren Hamburgs. Altona steht in dem Ruf, größte Toleranz gegenüber allen Glaubensgemeinschaften zu üben. Dort liegt unsere Zukunft, und dort werden wir uns auch wieder mit unseren Brüdern und Schwestern vereinigen. Vertrau mir, Geliebte.«

»Und Justus? Wird er auch nach Altona kommen?«

»Die Zeit des Dreigestirns ist vorüber, Eva. Von nun an stehen nur wir beide an der Spitze unserer Gemeinschaft. Du, die Mutter Eva, und ich, dein dich liebender und angetrauter Ehemann Leander. Justus hat gehaut, dass dieser Moment kommen musste. Darum trennte er sich von uns und machte so den Weg frei. Lass ihn ziehen, Eva, und vertraue mir und unserer Liebe.« Appenfeller griff über den Sattel nach Evas Hand und drückte sie zärtlich.

Sie schluckte. Sie liebte Leander aus tiefstem Herzen und mit grenzenlosem Vertrauen. Sein Weg sollte der ihre sein.

»So sei es, wie du es sagst, Geliebter. Gehen wir nach Altona.«

HAMBURG, IM JANUAR 1713

Warmes, festliches Licht drang aus den Fenstern des prunkvoll hergerichteten Stadthauses von Graf Vellingk am Zeughausmarkt, unweit des mächtigen Walls, der Hamburg als Schutz vor Eindringlingen umgab. Im September 1712 hatte Vellingk als Generalgouverneur der schwedischen Besitzungen im niedersächsischen Reichskreis seine Residenz hierher verlegt. Die Dänen, Schwedens Gegner im Großen Nordischen Krieg, der bereits seit über zwölf Jahren tobte, hatten sein Haus in der Hansestadt Stade dem Erdboden gleichgemacht, zusammen mit einem Viertel der gesamten Stadt. In solchem Elend, mitten im Kriegsgebiet, mochte Vellingk auf keinen Fall länger wohnen bleiben, zumal er aus den Ruinen heraus auch keine Gegenoffensive hätte vorbereiten können. Hamburg bot ihm da weitaus bessere Möglichkeiten. Eine wollte er an diesem Abend des 8. Januar 1713 zu seiner ganz besonderen Genugtuung wahr werden lassen. Um für gebührende Aufmerksamkeit zu sorgen, hatte der Hausherr andere Diplomaten und Freunde zu einem Bankett geladen. Zu den zahlreichen Gästen gehörte auch Louis Abensur, Gesandter des polnischen Königs Stanislaus in Hamburg.

Als Abensur mit der Mittagspost die Einladung in die Vellingksche Residenz erhielt, hatte er eine tiefe Befriedigung empfunden, die ihn jetzt erneut überkam. Leichtfüßig schritt er in seinem nach neuester französischer Mode geschneiderten, mit Fuchspelz gefütterten weinroten Mantel und einem Dreispitz auf der frisch gepuderten Allonge-Perücke die Treppen zur doppelflügeligen Eingangstür hinauf.

Kaum hatte er den schweren Türknauf betätigt, als sich auch schon zwei livrierte Diener seines Hutes und Mantels annah-

men und den polnischen Gesandten in den festlich erleuchteten und mit Stimmengewirr gefüllten Bankettsaal führten.

Es war eine Ausnahme, dass Abensur, ein eher zierlicher, unscheinbarer – um nicht zu sagen, unansehnlicher – Mann, der das fünfzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, zu einer derart exklusiven Gesellschaft geladen war. Dabei war er bereits seit nahezu fünf Jahren polnischer Gesandter in der Hansestadt. Aber die Hamburger taten sich schwer mit ihm. Die einen verachteten ihn für seine Herkunft, die anderen für seine Bereitschaft, neue Wege zu gehen. Ursprünglich hieß Louis Abensur nämlich Jacob Abensur und war ein jüdischer Kaufmann aus Altona. Aber Fortuna hatte ihm so manchen Strich durch die Rechnung gemacht und ungehaltene Gläubiger ein Übriges getan, ihm das Leben schwerzumachen. Dann öffnete sich ihm eine Tür zum diplomatischen Parkett und damit ein neues Leben, das Abensur beim Schopfe packte. Dem Grafen Mauritiz Vellingk, der schon damals, zu Beginn des neuen Jahrhunderts, ein bekannter Diplomat des schwedischen Königs Karl XII. gewesen war, hatte Abensur vorzügliche Kontakte zu verdanken, die ihn nach Versailles, an den Hof Ludwigs XIV., führten. Dort war er mit der katholischen Kirche und ihrer Pracht und Sinnlichkeit in Berührung gekommen. Da Abensur in der jüdischen Gemeinde jenen Rückhalt vermissete, den er sich wünschte, kam er bald zu dem Schluss, dass ihm die Konversion mehr brachte, als sie ihn kosten würde, und empfing vor den Augen des französischen Hofes im Dezember 1706 das heilige Sakrament der Taufe, und der Sonnenkönig persönlich schenkte ihm seinen Namen. Kaum dass Louis Abensur katholisch geworden war, wendete sich sein Schicksal. Im Sommer 1707 schon bestellte ihn König Stanislaus, der polnische König von Schwedens Gnaden, zum polnischen Gesandten in Hamburg.

Die stolzen Hanseaten jedoch ließen ihn ihre Ablehnung spüren. Zum Glück standen ihm zumindest einige alte Gönner im

Hamburger Patriziat zur Seite, und auf dem diplomatischen Parkett half Graf Vellingk. Da die Hamburger für einen guten Handel über ihren Schatten zu springen pflegen, entfachten die Friedensverhandlungen im Spanischen Erbfolgekrieg ein ganz neues Interesse an den Beziehungen, die Abensur zum französischen Hof unterhielt. Die ertragreichen Geschäfte, die sich nun wieder mit Frankreich tätigen ließen, öffneten Abensur nun endlich auch jene Türen, die ihm in den vergangenen Jahren verschlossen geblieben waren. Wie jene zu diesem exklusiven Bankett im Hause des Grafen Vellingk.

Die Gäste des Grafen standen in kleinen Gruppen beieinander, während Kanapees gereicht wurden und ein Kammerorchester gefällige italienische Stücke spielte. Abensur erblickte sogleich die hünenhafte Gestalt von Baron Görtz, welcher sich vertraulich zu dem schwedischen Gesandten Rothlieb vorbeugte und ihm mit nachdrücklichen Gesten etwas zuflüsterte. Görtz war wie immer auserlesen gekleidet, und seine üppige Perücke wallte über die kräftigen Schultern. Die Augenklappe, die den Verlust seines bei einem Duell verlorenen Auges kaschierte, verlieh ihm einen Hauch von Verwegenheit, der seine Männlichkeit noch unterstrich.

In Hamburg vertrat Baron Görtz die Interessen des Hauses Holstein-Gottorf, eines eher kleinen Herzogtums, das im Laufe des Nordischen Krieges in eine Zwickmühle zwischen Dänemark und Schweden geraten war, obwohl es als neutral galt. Aber Görtz, der mit einer dänischen Adligen aus dem Hause Reventlow verheiratet war, schien das Lavieren zwischen den beiden Kriegsparteien mehr zu liegen als die strikte Neutralität, wie auch hier an seiner Vertrautheit mit Rothlieb zu sehen war. Zweifelsfrei war das Kriegsglück jetzt wieder aufseiten der Schweden. Ihr erfolgreicher und mit Siegen verwöhnter General Stenbock hatte erst im Dezember bei Gadebusch im Mecklen-

burgischen einen beeindruckenden Sieg gegen die verbündeten dänisch-sächsischen Truppen errungen und stand in diesen Stunden mit seinem Heer vor Altona. Wobei man natürlich genauso gut sagen könnte vor Hamburg, denn keine tausend Schritte trennten die beiden Städte voneinander.

Abensur nickte Görtz und Rothlieb kurz zu, die seine Geste jedoch unerwidert ließen. Dann glitt sein Blick erneut durch den Festsaal in der Hoffnung, jemanden zu finden, der sich auf ein Gespräch mit ihm einlassen würde. So bunt und illuster die Gesellschaft auf den ersten Blick wirkte, erkannte Abensur doch schnell, dass die Gäste durchweg auf der schwedischen Seite standen oder zumindest eine wohlwollende Neutralität zu Schweden unterhielten. Von dem dänischen Gesandten oder dem sächsischen war keine Spur zu sehen. Den russischen Gesandten bekam man ohnehin kaum zu Gesicht. Aber der preußische Gesandte Burchard, der den Hamburgern in den letzten Monaten verstärkt gegen die Bedrängnis der Dänen zur Seite gestanden hatte, war anwesend, wie auch der Gesandte aus Hannover. Von den Hamburger Honorartoren konnte er lediglich den Syndikus Sillem und Ratsherr Faber entdecken. Die beiden Hamburger Unterhändler im Streit mit Dänemark standen eng beieinander und hielten sich abseits. Abensur griff nach einem Glas Champagner. Seit seiner Zeit in Frankreich wusste er das prickelnde Getränk zu schätzen, hatte man ihn doch dort ausführlich über dessen hervorragende Eigenschaften in Kenntnis gesetzt. Die Hamburger freilich verstanden nicht viel vom Wein. Auch waren sie zu knauserig, um für gute Qualität zu zahlen. Aber Graf Vellingk, ein Mann von Welt, ließ sich nicht lumpen, sondern kaufte direkt bei den besten Exporteuren von Reims ein. Den Kontakt hatte er über ihren gemeinsamen Freund, den französischen Gesandten Etienne Bidal, erhalten. Abensur sah sich erneut suchend um. Bidal

wäre ein idealer Gesprächspartner für diesen Abend. Er hatte wenigstens Verständnis für Abensurs Frankophilie, war aber als Vertreter einer von Schweden umworbenen Macht ein gern gesehener Gast. An seiner Seite könnte der Abend für Abensur vielleicht doch erfolgreich werden.

Der polnische Gesandte entdeckte seinen französischen Kollegen im Gespräch mit dem Gastgeber und schlenderte zu den beiden herüber.

»Ah, guten Abend, Monsieur Abensur. Wie schön, dass Ihr meiner Einladung gefolgt seid. Wie ich schon gerade unserem verehrten Freund Monsieur Bidal erläuterte, naht heute Abend eine ganz besondere Stunde für all diejenigen unter uns, die mit den Dänen noch eine Rechnung offenhaben.«

Abensur erwiderte den Gruß mit einer wenig vollendeten Verbeugung.

»Es ist mir eine Ehre, verehrter Graf Vellingk, Eurer freundlichen Einladung gefolgt zu sein. Darf ich fragen, was der besondere Anlass für dieses Bankett ist?«

»Fragen dürft Ihr wohl, mein Lieber, aber für die Antwort müsst Ihr Euch noch etwas gedulden. Erzählt uns lieber, was Eure Geschäfte machen. Von Monsieur Bidal erfuhr ich gerade, dass Ihr kürzlich in den Handel mit französischen Pässen eingestiegen seid.«

Abensur schaute zu Bidal herüber, der freundlich die Schultern hob.

»Ja, da hat Monsieur Bidal Euch richtig informiert, Graf Vellingk. Die guten Fortschritte bei den Friedensverhandlungen im Krieg um die Erbfolge in Spanien haben das Interesse am Handel mit Frankreich enorm beflügelt. Mir als polnischem Gesandten hier in Hamburg bietet sich die nötige neutrale Position, als Makler der für den reibungslosen Handel benötigten Pässe zu dienen.« Abensur drückte mit unverhohlenem Stolz den schma-

len Rücken durch. Sein weiches Kinn verlieh seinem sonst eher hageren Gesicht etwas Rundliches.

Vellingk nickte zustimmend, wobei ein herablassend wohlwollendes Grinsen seine Mundwinkel umspielte. »Chapeau, Abensur. Selbst wenn Euer Blatt nicht zum Besten gemischt ist, wisst Ihr doch immer, auch die kleinste Chance zur Eurem Vorteil zu nutzen. Die Hamburger Kaufleute werden wohl oder übel bei Euch Schlange stehen, um sich das französische Geschäft nicht entgehen zu lassen. Nun aber wird es Zeit für meine Ansprache, denn schließlich wollen wir nicht den Höhepunkt des heutigen Abends versäumen. Darum entschuldigen mich die Herren Gesandten bitte. Wir werden sicherlich noch später Gelegenheit finden, unser Gespräch fortzusetzen.«

Während Vellingk sich mit einer angedeuteten Verbeugung zurückzog, tauschten Abensur und Bidal noch einige Neuigkeiten über die schwedische Armee vor den Toren Hamburgs aus. Bidal wusste zu berichten, dass Vellingk sich erst an diesem Vormittag mit dem siegreichen schwedischen General Stenbock hier in Hamburg im Hause des schwedischen Gesandten Rothlieb getroffen hatte. Auch Baron Görtz sei dort gewesen. Abensur blickte verstohlen zu den beiden Männern hinüber, die immer noch angeregt ins Gespräch vertieft waren.

Görtz hatte sich nicht nur in Gottorf aller Gegenspieler entledigt und verfügte über die Finanzen des Herzogtums nach eigenem Gutdünken, sondern er war auch mit allen Wassern gewaschen und selbst auf dem glattesten diplomatischen Parkett absolut trittsicher. Das hatte Abensur schon öfter mit eigenen Augen erleben dürfen, wobei er seinen Neid kaum zu unterdrücken vermochte. Sein neues Stadthaus, das Görtz-Palais am Neuen Wall, das er für eine sündhafte Summe hatte herrichten lassen, führte allen Hamburgern täglich die Größe seines Vermögens vor Augen. Dass er nun auch noch mit dem wichtigsten schwedischen Feld-

herrn im engsten Kreise verkehrte, unterstrich, wie Görtz es verstand, sich im richtigen Moment auf die richtige Seite zu schlagen.

Eine helle Glocke rief die Gäste an die gedeckte Tafel. Abensur hielt sich dicht an Bidal, um seinen Platz neben dem französischen Gesandten zu finden. Kaum hatten die Lakaien die Gläser gefüllt, erhob sich der Hausherr und ergriff das Wort.

»Verehrte Gäste, liebe Freunde, es ist mir eine besondere Freude, dass Ihr so zahlreich meiner kurzfristigen Einladung gefolgt seid. Manche Ereignisse entwickeln sich derart schnell, dass es ebenso geschwind zu handeln gilt, will man nicht erleben, wie sie an einem vorbeiziehen, bevor man ihrer wahrhaftig werden konnte. Heute ist ein Tag, der einem solchen Ereignis harret, das Geschichte schreiben wird.« Vellingk hielt für einen Augenblick inne und spürte der Wirkung seiner Worte nach. Die Augen seiner Gäste waren auf ihn gerichtet, nur das leise Hüsteln eines älteren Herrn störte die aufmerksame Stille. »Viele von euch haben in den letzten Tagen die Spannung gespürt, die über der Stadt lag, als das Heer meines hochverehrten Landsmannes, des Generals Stenbock, auf die Entscheidung seines Feldherrn über dessen weiteres Vorgehen wartete. Würde er die Hansestadt dafür zur Verantwortung ziehen, dass sie als neutrale Stadt den Dänen in deren unerhört hoher Geldforderung von zweihundertdreißigtausend Reichstalern nachgekommen ist?« Sein Blick wanderte zu den beiden Hamburger Unterhändlern, Syndikus Sillem und dem Ratsherrn Faber, die für den Ausgang der Verhandlung verantwortlich zeichneten. »Oder sollte sich der edle Zorn unseres Kriegshelden direkt dem Feind zuwenden und jene Schandtät rächen, die die Dänen unserer schwedischen Festungsstadt Stade antaten, als sie diese im vergangenen Herbst in Grund und Boden schossen? Nun, meine verehrten Gäste, die Entscheidung ist gefallen.« Wieder hielt Vellingk für einen Augenblick inne und ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Das letzte Räuspern war

verhallt. Alle Augen richteten sich angespannt auf den schwedischen Generalgouverneur.

»Vielleicht mag der eine oder andere schon von dem Besuch des Generals Stenbock hier in Hamburg vernommen haben. Hamburg bereitet ihm einen würdigen Empfang und bedachte ihn und seine siegreichen Truppen großzügig mit Geschenken. In unserem Kreis haben wir, einmal von mir abgesehen, weitere ehrbare Zeugen dieses für Hamburg so wichtigen Moments, nämlich den schwedischen Gesandten Rothlieb und den Gesandten und Ersten Minister des Hauses Holstein-Gottorf, Baron Görtz.«

Alle Blicke richteten sich auf die beiden Männer, die rechts neben dem Grafen Vellingk saßen und zustimmend nickten.

»Auch Altona hat General Stenbock einen Besuch abgestattet. Aber die Altonaer Obersten zogen es vor, seinen berechtigten Forderungen nach einem Brandschutz in Höhe von fünfzigtausend Talern auszuweichen, und schlichen sich einfach fort ins Ausland, ins Hamburgische. Nur drei einfache Bürger und den Stadtsekretär ließen sie zu Verhandlungen zurück. Diese sogenannten Repräsentanten wurden ins schwedische Hauptquartier gebracht, ein jeder gefesselt an den Schweif eines Dragonerpferds. Und so, verehrte Gäste, ist die Entscheidung gefallen. Heute Nacht wird Altona im schwedischen Feuer lodern und damit die dänische Schandtät gegen Stade gerächt.«

Kaum waren die Worte heraus, als heftiges Gemurmel einsetzte und alle Gäste aufgeregt gestikulierten. Auch Abensur wandte sich erregt an Bidal. »*Mon Dieu*, Monsieur Bidal, das ist die gerechte Strafe für die Altonaer und ihre Schandtaten!«

»Wie kommt Ihr dazu, Monsieur Abensur?«, entgegnete Bidal erstaunt.

»Am eigenen Leib habe ich unter den üblen Machenschaften der Altonaer Kaufleute gelitten, über Jahre Prozesse gegen sie

angestrengt, konnte mich jedoch nicht gegen dieses Schurken-
gesindel durchsetzen.«

Bidal setzte eine zweifelnde Miene auf. Aber Abensur fuhr unbeirrt fort. »Pflichtvergessen und dem Trunk ergeben sind sie fast alle. Selbst den Physikus trifft man selten nüchtern und hilfsbereit an. Ich könnte Euch Geschichten erzählen, verehrter Bidal, aber mein Anstand verbietet es mir, über Menschen herzuziehen, die kurz vor einem Gottesurteil stehen.« Mit vom Eifer gerötheten Wangen griff Abensur nach seinem mit Rotwein gefüllten Glas, während Graf Vellingk erneut die Stimme erhob, einen schmetternden Toast auf Hamburg ausrief und sein Glas leerte.

Während des Essens gab es unter den Gästen kein anderes Thema als die Folgen dieser schwedischen Entscheidung für Altona. Diplomatische Konsequenzen wurden ebenso aufgeregt diskutiert wie die zu erwartenden Preisschwankungen im Handel und der unausweichliche Anstieg der Kosten für Baumaterial.

Kurz vor Mitternacht verschaffte sich Graf Vellingk erneut Gehör und forderte seine Gäste auf, ihm hinaus in den Garten zu folgen, der direkt an die westlichen Wallanlagen grenzte. Lakaien reichten Mäntel und Pelze an, andere bildeten ein Fackelspalier die Terrassenstufen hinab.

Es war eine kalte Nacht, und Abensur fröstelte trotz seines Fuchspelzes. Kein Lüftchen regte sich, doch drang der beißende Geruch von Rauch in den Garten. Die Schar der Gäste schritt von den Fackelträgern begleitet auf das Gartentor zu, das zum Stadtwall führte. Graf Vellingk bildete zusammen mit Rothlieb und Baron Görz die Spitze. Als die Gesellschaft über einen schmalen Weg den Wall erklommen hatte, bot sich ihr ein Anblick, der sie verstummen ließ. Über den Hamburger Berg, nur einige hundert Schritte von den Wallanlagen entfernt, zog eine wogende Menge von Menschen, die sich dicht aneinanderdrängten. Ihr Jammern und Klagen füllte die Luft und mischte sich mit dem beißenden

Geruch von verbranntem Holz. Einige stürmten auf das von Fackeln hell erleuchtete Millerntor zu, das nach Hamburg hinein- führte. Aber die Stadtwache wehrte die Menschen mit langen Speißen ab. Jenseits des Hamburger Berges ragten die Häuser Altonas auf, aus deren Dächern die Flammen schlugen. Der Feuerschein der brennenden Dachstühle erleuchtete die Stadt, und schwarze Rauchsäulen stiegen senkrecht in den Himmel. Haus um Haus fraß sich das Feuer zum Elbstrom vor, loderten die Flammen und spien Funken in den Nachthimmel.

»*Parbleu!* Bei Gott, Welch eine Rache.« Der französische Gesandte Bidal schüttelte entsetzt den Kopf und wandte sich an Abensur. »Wie viele Menschen leben in Altona, Monsieur Abensur?«

»An die zwölftausend mögen es sein«, erwiderte Abensur fast stimmlos. »Es ist nach Kopenhagen die zweitgrößte Stadt im Dänischen. Aber ich habe Altona schon lange den Rücken zugekehrt, Monsieur Bidal, so dass ich es nicht mit Sicherheit zu sagen vermag.«

Da ertönte erneut Vellingks kräftige Stimme und ließ das Raunen und Murmeln seiner Gäste verstummen.

»Das ist ein Tag, ein Anblick! Für den würden mir die alten Hamburger danken. So muss es allen dänischen Städten ergehen, wenn wir bald Frieden haben wollen.« Mit einer weit aus- holenden Geste deutete er gen Westen in das Flammenmeer. Gleich neben Abensur standen die Hamburger Unterhändler Sillem und Faber. Betreten blickten sie in den orange-schwarzen Himmel. Faber schüttelte den Kopf und raunte Sillem zu: »Wenn die großen Herren sich raufen, müssen die Untertanen die Haare dafür hergeben.«

Sillem nickte zustimmend. »Ja, so sagt man. Seit Monaten agierte der Graf schon intensiv in diese Richtung. Doch wem nützt es? Vielleicht hätten ihm die alten Hamburger tatsächlich

gedankt. Wir aber werden es kaum tun. Denn wer wird sich wohl um all die Opfer kümmern müssen, sie über Wochen verpflegen müssen, derweil die Ruinen noch rauchen?«

»Vergesst nicht die Geschäfte, lieber Sillem, die sich trotz allem aus dem Leid schlagen lassen. Der Handel muss weitergehen, Und wenn die Altonaer ihn nicht bedienen können, werden wir Hamburger ihn nur zu gern übernehmen.«

»Denkt nicht nur an das Geld, Faber. Denkt vielmehr an die zahlreichen Pestfälle in Altona während der vergangenen Monate, die den Hamburger Rat schon vor Wochen dazu veranlasst haben, das Millerntor wie auch das Dammtor am Sonntag geschlossen zu halten, damit kein unnötiger Verkehr und mit ihm womöglich die Seuche nach Hamburg vordringt.«

»Natürlich denke ich daran. Habe ich doch diese weise Entscheidung mitgetragen. Und der Rat wird seine Haltung dazu auch so bald nicht ändern.«

»Beim Anblick dieses Leides?«

»*Dira necessitas*¹, verehrter Syndikus.«

»*Homo homini lupus*², Senator Faber.«

Über Abensurs Gesicht, der den beiden Hamburgern aufmerksam gelauscht hatte, huschte ein kleines, böses Lächeln. Natürlich brachte so ein Feuer viel Leid mit sich. Aber die selbstgefälligen Altonaer Kaufleute hatten es nicht besser verdient. Und diesmal stand er, Louis Abensur, der einst aus Altona in Schimpf und Schande Vertriebene, auf der Seite des Siegers und würde daraus seinen Vorteil zu ziehen wissen.



1 grausige Notwendigkeit

2 Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf.

Entsetzt starrte Hinrich Wrangel von dem schmalen Balkon seines Hauses in der Kleinen Johannisstraße in den am Horizont orange leuchtenden Nachthimmel. Die Luft war geschwängert von Rauch und Ruß, aber keine der Hamburger Kirchenglocken läutete. Das Feuer tobte nicht in der Stadt, sondern jenseits der Wälle. Die Schweden hatten ihre Drohung also wahr gemacht und Altona in Brand gesteckt. Wrangel, Prokurator am Hamburger Niedergericht und hochgeschätzter Advocatus, hatte von dem drohenden Unheil bereits am frühen Abend gehört, als er sich noch einmal mit dem Prätor, dem Vorsteher des Niedergerichts, getroffen hatte, um sich in einem Fall über angeblich veruntreutes dänisches Handelsgut abzustimmen. Der Prätor, der auch Ratsherr war, hatte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit vom Herannahen der Katastrophe berichtet. Dem Hamburger Rat hatte der schwedische General Stenbock bereits am Nachmittag in einer knappen Note seinen Entschluss mitgeteilt, Altona in Brand zu setzen, um die Stadtoberen auf die zu erwartenden Folgen vorzubereiten.

Wrangel, ein großer, schlanker Mann von sechsunddreißig Jahren, schauderte angesichts des Grauens, das in diesen Stunden auf die Menschen in Altona niederkam. Er strich sich die dunkelbraunen Locken aus dem Gesicht und zog den langen Morgenmantel aus dicht gewebtem englischem Flanell enger um seinen muskulösen Körper.

»Hinrich, was stehst du mitten in der Nacht hier draußen auf dem Balkon und ... Oh Gott, was ist das?«

Wrangel drehte sich um und nahm seine zierliche, nur mit einem leichten Morgenmantel bekleidete Frau schützend in die Arme.

»Das, meine liebe Ruth, ist der Atem des Krieges. Nun tobt er vor dem Hamburger Wall.«

»Aber die Glocken unserer Kirchen läuten gar nicht!«

»Heute Nacht ist nicht Hamburg sein Opfer, sondern Altona. Die Schweden brennen die Stadt nieder als Vergeltung für das Bombardement auf Stade durch die Dänen im vergangenen September.«

»Aber Altona ist keine Festung! Es ist eine wehrlose und unbewaffnete Handelsstadt. Noch nicht einmal Soldaten sind dort fest stationiert. Wie können sie eine solche Stadt angreifen?« Ruth zitterte am ganzen Körper, und ihre Lippen bebten vor Entsetzen. »Wer kann so eine grauenhafte Tat befehlen?«

»Ihr General war es wohl, Graf Stenbock.«

Ruth schüttelte den Kopf und flüsterte: »Möge der Herr es diesem schwedischen Grafen heimzahlen! Und möge er den armen Menschen beistehen, denen das Dach über dem Kopf abgefackelt wird.«

Wrangel drückte seine Frau fester an sich, küsste sie zärtlich auf die Stirn und schob sie dann zurück ins Haus. »Es ist eisig hier draußen. Du wirst dich noch verkühlen, wenn wir hier länger herumstehen.«

»Es ist auch nicht die Zeit, um herumzustehen. Ich lasse sofort das Gesinde wecken, damit wir Vorbereitungen treffen können, den Armen zu helfen, die hierher nach Hamburg flüchten werden. Bei Gott, sie werden sonst erfrieren oder Opfer des Raubgesindels, das eine jede Armee hinter sich herzieht.«

Wrangel nickte, obwohl er nicht daran glaubte, dass die Stadt den Flüchtlingen ihre Tore öffnen würde. Letztlich waren die Dänen den Hamburgern feindlich gesinnt. Doch diesen Gedanken würde Ruth niemals nachvollziehen können, denn ihr war jegliche Form von Anfeindung zutiefst zuwider, und sie weigerte sich, in solchen Kategorien zu denken. Er schloss die Flügeltüren zum Balkon und zog die schweren Samtvorhänge zu.

Ruth strich sich eine schwarze Haarsträhne aus dem Gesicht und tauschte den leichten Morgenmantel gegen einen wärme-

ren aus wattierter Seide, ein Geschenk, das ihr Hinrich gemacht hatte, als sie im Winter letzten Jahres mit ihrem dritten Kind schwanger war.

»Sei so gut, Hinrich, und läute nach einer Magd.«

Wrangel nickte, trat zum Kamin und zog zweimal kräftig an einer dicken Seidenkordel, die mit einer Glocke in der Gesindestube verbunden war. Das Feuer im Kamin war erloschen, aber es glimmte noch. Er bückte sich und legte vorsichtig einen trockenen Scheit hinein, pustete sanft und entfachte erneut die Flamme. Als der Scheit kräftig brannte, legte er zwei weitere nach. Dann betrachtete er seine Frau, die sich an einen kleinen Frisiertisch gesetzt hatte und ihre Nachthaube neu zuband. Wie schön sie war. Seit nun bald elf Jahren war Hinrich Wrangel mit Ruth verheiratet, und keinen Augenblick hatte er es je bedauert. Er liebte sie noch wie am ersten Tag. Er stellte sich hinter Ruth, legte sanft seine Hände auf ihre zierlichen Schultern und küsste sie auf den Hinterkopf. Sie lächelte ihm aus ihren graphitgrauen Augen durch den Spiegel zu. »Wir sollten einen Leiterwagen mit Hilfsgütern zusammenstellen für die Menschen. Ich werde mich darum kümmern. Könntest du einen deiner Gehilfen zum Rathaus schicken, damit sie herausfinden, wo man die Flüchtlinge unterbringen will?«

Bevor Wrangel antworten konnte, klopfte es leise an der Tür, und eine Magd trat ein.

»Ah, Lisbeth, danke, dass du gekommen bist. Ich möchte, dass du das Gesinde weckst, denn heute Nacht geschieht ein Unglück, und wir haben viel zu tun, um den Betroffenen beizustehen.«

Die junge Magd sah ihre Herrin ängstlich an. »Was ist denn Schreckliches passiert, gnädige Frau?«

Wrangel kam Ruth zuvor. »Altona brennt, Lisbeth. Viele Menschen verlieren heute Nacht ihr Dach über dem Kopf, wenn nicht sogar ihr Leben. Wir wollen ihnen mit einem Wagen voll Hilfsgütern zur Seite stehen.«

Die Magd nickte mit weit aufgerissenen Augen, wagte aber nicht, weiter nachzufragen.

»Darum wecke bitte die Köchin, die anderen Mägde und die beiden Küchenjungen und schüre schon einmal das Feuer für den großen Ofen. Ich komme gleich hinunter in die Küche und bespreche mit euch, was es zu tun gilt«, fuhr Ruth in freundlichem, aber energischem Ton fort.

»Wecke auch Martin und Gerd«, schob Wrangel nach. »Sie sollen zu mir ins Kabinett kommen.«

Die Magd nickte erneut und verschwand dann zur Tür hinaus.

»Was für eine grauenhafte Katastrophe, Hinrich. Denk nur an die vielen Frauen und Kinder. Wo sollen sie hin bei dieser Kälte? Sie werden hungern und frieren, vielleicht sogar erfrieren. Ich kann die Menschen nicht verstehen, die so ein Leid mit einem Federstreich verhängen. Wer einmal selbst große Not erlitten hat, kann sie doch als Christenmensch mit reinem Herzen niemandem antun.«

»Es herrscht Krieg, Ruth, und der folgt seinen eigenen Gesetzen. Wir können sie nicht umschreiben.«

»Aber wir dürfen sie nicht akzeptieren. Wir können uns wehren und helfen, wo wir können.«

»Ja, da hast du recht. Und wir sollten Gott danken, dass dieser Feuerkelch an uns und unseren Kindern vorbeigezogen ist. General Stenbock hatte auch Hamburg mit einer Feuersbrunst gedroht, als Strafe für unser finanzielles Einlenken bei den Forderungen, die Dänemark gegen Hamburg erhob. Nur schien ihm das Vergehen der Dänen an den Schweden in der Schlacht um Stade wohl noch größer als unseres, und auch die Hamburger Wallanlagen sowie der Druck des Preußenkönigs mögen seine Entscheidung zu unseren Gunsten bewogen haben.«

»Was, dieser Unhold wollte das neutrale Hamburg angreifen? Und so einer nennt sich ein großer Kriegsherr! Aber lass uns nicht länger über Männer reden, deren Untaten wir nicht ver-

hindern konnten. Lass uns lieber denen helfen, die unserer Aufmerksamkeit bedürfen. Nicht auszudenken, wenn es unsere Kinder wären, die jetzt in der eisigen Winternacht ohne ein Dach über dem Kopf ausharren müssten. Der kleine Christian ist erst zehn Monate alt und fängt gerade an zu krabbeln.«

Wrangel nahm Ruth in die Arme und drückte sie zärtlich. »Unsere Kinder sind in Sicherheit. Und ich verspreche dir, dass ich alles tun werde, damit sich daran nichts ändert. Ich liebe dich, Ruth, und ich liebe Marie, Lukas und Christian. Möge der Herr uns, unseren Kindern und unserem ganzen Haus beistehen, dass wir diese schweren Zeiten wohlbehalten überstehen.«

Wrangel spürte Ruths Körper eng an seinen geschmiegt, als ihre Arme seinen Hals umschlangen und ihre warmen Lippen ihn innig küssten.

Stunden bevor sich die Sonne am Horizont zeigte, waren ein Dutzend Mägde, Knechte, Küchenjungen und die Köchin in der großen Küche des Hauses eifrig mit Vorbereitungen beschäftigt. Brote mussten gebacken, ein großer Kessel mit kräftiger Grütze gekocht und Käse, Speck und Dauerwurst in handliche Stücke geschnitten werden, um sie an die Hungrigen verteilen zu können. Äpfel, Zwiebeln und zwei große Fässer Dünnbier, besser noch drei mussten ebenfalls herbeigeschafft werden. Auch gewürzter heißer Wein sollte bereitet werden und Honigkuchen für die Kinder. Aus alten Leinentüchern wurden Verbände geschnitten und aufgewickelt und zwei Dutzend Windeltücher zusammengetragen. Auch einige Arzneien, Kräuter, Salben und Tinkturen fügte Ruth aus ihrem Vorrat hinzu.

Der Backofen glühte, und über dem offenen Feuer hing ein gewaltiger Kupferkessel, in dem eine kräftige Grütze mit viel Butterschmalz köchelte. Trude, die Köchin, kommandierte ihre Kleinmädchen und Küchenjungen mit scharfem Ton und hielt

sie trotz der Eile zur Sorgfalt an. Die füllten Säcke mit Äpfeln und Zwiebeln, rührten die Grütze, damit sie nicht anbrannte, und rollten die Bierfässer aus den Vorratsräumen hinaus auf den Hinterhof, um sie auf den Leiterwagen zu laden.

Hinrich Wrangel hatte sich inzwischen mit seinen beiden jungen Gehilfen, die ihm beim Schriftverkehr für das Niedergericht, seinen sonstigen anwaltlichen Tätigkeiten und der Buchhaltung des Hauses zur Seite standen, in sein Kabinett zurückgezogen. Eindringlich unterwies er sie, bei wem sie zu dieser frühen Stunde im Rathaus oder auch direkt beim Brookvogt Auskunft über die Flüchtlinge aus Altona einholen und die Hilfe des Wrangel'schen Hauses ankündigen könnten. Wenig später verließen die Jungen das Haus in der Kleinen Johannisstraße und machten sich über die vereisten Gassen auf den Weg. Wrangel sah ihnen durch das Fenster seines Kabinetts hinterher. Er hatte wenig Hoffnung, dass sie mit ihrem Auftrag Erfolg haben würden. Zu häufig hatte er in den vergangenen Wochen in verschiedenen Erlassen die Angst des Rates zu spüren bekommen, dass Hamburg sich aus Altona die Pest holen könnte. Am liebsten hätte der Rat alle Tore für die Altonaer gesperrt. Aber das war angesichts der schon arg angespannten Lage zwischen Dänemark und Hamburg unmöglich. Die Dänen hätten dies sofort als weitere Anfeindung verstanden und womöglich mit Waffengewalt reagiert. Eine Situation, die Hamburg um jeden Preis zu vermeiden suchte. So hatte man sich darauf beschränkt, nur jene Tore, die in Richtung Altona führten, das Millerntor und das etwas weiter nördlich gelegene Dammtor, am Sonntag geschlossen zu halten, um unnötigen Verkehr zu unterbinden, ohne das Geschäftsleben arg in Mitleidenschaft zu ziehen. Heute war Sonntag. Da waren die Tore geschlossen. In der Nacht sowieso. Aber dass man sie bei Sonnenaufgang öffnen würde, war angesichts des zu erwartenden Menschenansturms unwahrscheinlich.

Aus dem Weg, Weib!« Drei schwedische Dragoner drängten Eva von der Straße an die kalte Hauswand. Das Fell ihrer Pferde glänzte vor Schweiß, Schaum quoll ihnen unter den Kandaren aus den Mäulern hervor und wurde von dem kräftigen Atem aus ihren Nüstern wie Funken versprüht. Eva fühlte ihn feuchtkalt auf der Haut. Sie schmiegte sich so eng wie möglich an das Fachwerk, aber ihr schwangerer Leib schien trotzdem noch immer im Weg der Reiter zu sein. Die beschlagenen Hufe der Pferde rutschten auf dem vereisten Boden aus, so dass sie umso nervöser tänzelten.

Direkt hinter ihnen folgte ein Wagen, der mit pechgetränkten Strohkränzen und Fässern voll Pech beladen war, in die Soldaten eifrig Fackeln tauchten. Auf einmal krachte es über Eva, und kurz darauf fielen neben ihr Glasscherben zu Boden. Sie zuckte zusammen und hielt sich instinktiv die Hände vors Gesicht. Wieder krachte und klirrte es.

»Fort hier, Weib. Du stehst im Weg!« Ein junger Soldat packte Evas Arm, zog sie von der Hauswand fort und schob sie wieder in Richtung der Dragoner. Dann drehte er sich unvermittelt um und legte ein Reisigbündel, das er unter den Arm geklemmt hatte, unter das Fenster an der Hauswand, an der die schwangere Frau soeben noch gestanden hatte.

Eva zitterte am ganzen Leib. »Aber ihr könnt doch nicht einfach das Haus anzünden! All mein Hab und Gut ist dort drinnen. Ich muss wenigstens noch mein Bündel holen!«

Die Soldaten beachtetten sie nicht. Wieder krachte es, und Glassplitter flogen durch die Luft. Sie hatten die Fenster im Erdgeschoss eingeschlagen. Der Soldat, der eben noch das Reisig verteilt hatte, schwang nun eine hell lodernde Fackel und

schleuderte sie mit aller Wucht durch das zerschlagene Fenster in das Haus. Ein anderer tat es ihm auf der anderen Seite der Haustür gleich. Der Geruch von brennendem Pech, Ruß, Pferdeschweiß und verbranntem Holz benebelte Eva. Aber sie musste noch einmal zurück ins Haus und ihr Bündel mit Proviant und warmer Kleidung holen. Sie hatte es neben der Eingangstür ihrer Wohnung liegengelassen, als sie nachsehen wollte, woher der Lärm kam, der plötzlich die Straße erfüllte. Welch ein Fehler. Sie hätte es besser wissen können. Denn was sollte der Lärm anderes bedeuten, als dass die schwedischen Soldaten inzwischen auch in ihrer Straße angekommen waren? Seit Stunden schon zogen sie systematisch von Straße zu Straße, von Haus zu Haus und legten mit erschreckender Akribie ein Feuer nach dem anderen.

Wie in Trance taumelte die schwangere Frau an den Soldaten vorbei auf die Haustür zu, als diese aufflog und ein kräftiger älterer Mann hinausstürmte, ein Tuch vor Mund und Nase haltend. Es war der alte Fischer, der unter dem Dach seine Kammer hatte. Ihre Blicke trafen sich, als Eva an ihm vorbei in den Hausflur wollte.

»Haltet ein, Frau Brachfeld! Ihr könnt nicht mehr hinauf. Der Dachstuhl brennt bereits.« Der kräftige Alte hielt sie an der Schulter. »Ihr müsst fort von hier, so schnell Ihr könnt.« Sein Blick glitt kurz über die Soldaten. »Welch eine Schande, einer schwangeren Frau, zumal einer Witwe, das Dach über dem Kopf anzuzünden! Ihr schwedischen Höllenhunde!« Wütend schwenkte er die Faust in Richtung des Leiterwagens, auf dem die Soldaten noch immer Fackeln in Pech tauchten. Einer der Dragoner stürmte mit gezücktem Säbel auf die beiden zu und schwang die Waffe zum Angriff durch die Luft. Schnell schob der Alte Eva fort von dem Reiter und dem Haus, aus dessen Fenstern bereits die Flammen schlugen. Sie stolperte auf die

vereiste Straße hinaus. Auf einmal spürte sie einen scharfen Luftzug an ihrer Wange, und gleich darauf schrie der Alte neben ihr vor Schmerz auf. Er stockte, ließ Evas Schulter los und taumelte rückwärts. Der Säbel des Dragoners war ihm in den Oberarm gefahren. Das Blut verfärbte seine Jacke aus Wollfilz rot-schwarz. Die schiere Angst packte Eva. Aber sie blieb stehen und drehte sich zu dem Fischer um.

»Nein, lauft weiter, Frau Brachfeld. Ihr müsst fort von hier. Hinunter zum Fluss. Beeilt Euch!«

»Aber Ihr braucht Hilfe ...«

»Lauft schon ... Lauft!«

In Evas Ohren dröhnte und summte es. Mitten auf der Straße sah sie um sich. Von überall rannten Menschen aus Häusern und Gassen heraus, drängten sich zu großen Pulks zusammen und eilten der Elbe entgegen. Männer mit schweren Säcken auf den Schultern hasteten durch die Menge, Frauen zerzten ihre Kinder an der Hand oder trugen sie auf dem Arm. Alt und Jung floh vor den Flammen, die aus den umliegenden Häusern schlugten und mit Funken gespickten, beißenden Rauch in die eisige Nachtluft bliesen. Ohne nachzudenken folgte Eva dem Menschenstrom.

Sie schlang den Mantel fester um sich. Als sie in das Revers griff, spürte sie einen harten, runden Gegenstand unter dem Stoff. Wie gut, dass sie noch am Nachmittag einige Goldstücke und ihren Schmuck unter das Revers und in den Saum des Mantels genäht hatte. So würde sie sich zumindest die allergrößte Not vom Leibe halten können.

Die vereiste Straße machte das Vorankommen beschwerlich, mit den glatten Sohlen ihrer viel zu dünnen Schuhe glitt sie immer wieder aus. Die ruckartigen Bewegungen waren mit ihrem schweren, gewölbten Leib nur mühsam auszugleichen, und ein schmerzhaftes Stechen im Unterleib bestrafte jeden falschen

Schritt sofort. Das Rauschen in ihren Ohren mischte sich mit dem Schreien und Weinen der Fliehenden, dem Gebrüll und den schrillen Pfiffen der Soldaten, dem Wiehern und Schnauben der Pferde, die im scharfen Galopp durch die Menge sprengten, während sich die Dragoner mit ihren Säbeln den Weg freischlugen und auf jeden losstürmten, der versuchte, die Fußsoldaten bei der Brandschatzung zu behindern oder auch nur die lodernen Flammen mit einer Decke zu löschen.

Die Menschenmenge wurde immer dichter. Die Leute schubsten und schoben einander, Ellbogen schlugen sich den Weg frei hin zur Königstraße, die den Geesthang hinab zur Reeperbahn führte, hinaus aus Altona, hinüber zum Millerntor, ins sichere Hamburg. Beißende Rauchschwaden nahmen Eva den Atem. Sie musste sich dringend ausruhen, aber wo nur? Ihre Blicke hasteten zwischen den Köpfen und Schultern der Menschen durch auf der Suche nach einem Ort, an dem sie verschnaufen konnte. Vor ihr war die lutherische Kirche, schräg gegenüber vom jüdischen Friedhof. Sie lag etwas abseits der Häuser und schien bisher von Brandschatzung und Feuer verschont zu werden. Ihre Glocken läuteten Sturm. Vielleicht könnte sie im Schatten der Kirchenmauer einen Moment verweilen.

Ihre ganze Kraft zusammenraffend, drängte sich Eva durch das Meer fliehender Körper zum Straßenrand, immer dem Glockengeläut nach. Zweimal rutschte sie auf dem vereisten Kopfsteinpflaster aus und wäre gestürzt, hätten die nacheilenden Menschen sie nicht aufgefangen. Hustend und um Atem ringend, erreichte sie endlich die Kirchentür. Sie war verschlossen. Einige Frauen pochten weinend gegen das schwere Holz. »So öffnet doch in Gottes Namen!«, schrien sie gegen das Läuten an. Durch eine kleine Luke in der Tür rief ihnen jemand entgegen: »Die Kirche ist überfüllt. Es kann niemand mehr hinein.«

Eva schob sich an den um Einlass bettelnden Frauen vorbei zu einem Mauervorsprung, hinter dem sie eine schützende Nische erwartete – doch saß bereits ein alter, in Lumpen gehüllter Mann darin und starrte auf die brennenden Häuser jenseits der Straße.

»Verzeiht, aber ich ...« Ein Hustenanfall schnitt Eva die Worte ab, und sie sank erschöpft in die Hocke. Der Alte warf ihr einen Blick zu und rutschte kommentarlos ein Stück zur Seite.

Als Eva wieder zu Atem kam, hielt ihr der Mann einen mit Schnee gefüllten Lappen hin. »Knete den Schnee in das Tuch, Frau, und halte es dir vor Mund und Nase. Es hilft ein wenig gegen den verdammten Rauch.«

»Danke.« Eva zerdrückte den Schnee im Lappen. Der kalte Stoff machte ihre Finger klamm. Der alte Mann hatte seinen Blick wieder auf die brennenden Häuser gerichtet. Eva musterte ihn. Er trug einen verschlissenen Soldatenmantel und abgewetzte Lederstiefel. Um seine Hände hatte er Lappen gewickelt, den Kopf bedeckte eine Filzkappe, unter der graue Haarsträhnen heraushingen.

»Die Schweden sind bei der Zerstörung einer Stadt genauso diszipliniert wie in der Feldschlacht«, murmelte er bitter.

»Disziplin? Was sagst du da? Ich sehe überall nur zielloses Wüten«, antwortete Eva durch den feuchten Lappen hindurch, den sie bereits vor Mund und Nase hielt. Die Glocken hatten aufgehört zu läuten, aber das Geschrei der Leute gellte weiterhin in ihren Ohren.

»Nein, sie handeln in bester militärischer Ordnung. Du musst nur genau hinschauen. Sie kommen in drei Abteilungen. Die Ersten brechen in die Häuser ein, jagen die Bewohner hinaus, zerschlagen die Möbel und türmen allen Plunder zu einem riesigen Scheiterhaufen auf. Dann schlagen sie die Fenster ein und treten die Türen heraus, damit das Feuer genügend Luft bekommt.«

»Das Feuer?« Evas Stimme zitterte. Wovon redete der Alte?

»Das Feuer legt die zweite Abteilung. Sie kommen mit Pechkränzen und Fackeln. Sie zündeln so lange, bis die Flammen zur Decke schlagen.« Er spuckte verächtlich aus. »Und dann kommen die Dragoner. Die schlagen jeden nieder, der versucht, etwas gegen die Flammen zu unternehmen. Schau, da drüben kannst du sie noch am Werk sehen.«

Evas Blick folgte der ausgestreckten Hand des Alten. Tatsächlich, auf der anderen Straßenseite stürmten mehrere Dragoner auf eine Gruppe Männer zu, die verzweifelt versuchten, sich einem brennenden Haus zu nähern. Ihre Schreie konnte sie nicht aus dem allgemeinen Lärm heraushören, aber sie sah die Säbel der Dragoner auf sie niederfahren. Vor Entsetzen und Verzweiflung schloss sie die Augen.

»Wir waren auch nicht besser, damals, als ich noch jung und kräftig war.«

»Du bist Soldat?«

»Ich bin ein Wrack, Frau. Aber als ich jung war, war ich Söldner im Heer Wilhelms III. von Oranien und zog für ihn gegen die Franzosen. Plündern und Brandschatzen, darauf verstanden wir uns.« Er spuckte noch einmal aus. »Aber dass es mich nun selbst treffen muss, hier in Altona, wo es noch nicht einmal einen einzigen Soldaten gibt, der den Schweden entgegentritt, ist ein bitterer Hohn.« Der Alte musterte Eva zum ersten Mal mit blutunterlaufenen, müden Augen. »Du bist ein hübsches Ding. Bring dich lieber in Sicherheit, bevor die Kerle da drüben noch weiter gehen und nicht nur die Häuser in Brand setzen, sondern auch über die Weiber herfallen.«

Eva lief es kalt über den Rücken. Wie hatte sie nur in eine so furchtbare Lage geraten können? Witwe war sie und schwanger, mitten in einer Stadt, die sich in eine Hölle verwandelte. Sie musste weiter, sich und ihr Ungeborenes in Sicherheit bringen,

bevor die Höllenfeuer sie verschlangen oder gar die Soldaten über sie herfielen. Der Alte hatte recht. Mühsam drückte sie sich an der eisigen Hauswand in die Höhe. Ihre Füße waren taub vor Kälte, ihr Rücken steif, und das Ziehen im Unterleib machte sich bei der ersten Bewegung wieder bemerkbar. Die Glocken der Kirche läuteten erneut. Kaum war sie hinter dem Mauervorsprung hervorgekommen, traf sie ihr Schall mit voller Wucht. Sie nickte dem alten Mann zum Abschied zu und stolperte zurück in den Menschenstrom, der sich in Richtung Reeperbahn ergoss. Von dort aus war es nicht mehr weit bis zum Hamburger Berg, und hinter dem lag das rettende Millerntor, das westliche Stadttor Hamburgs.

Wie in Trance trottete Eva in der Menge voran, das noch feuchte Tuch schützend vor Mund und Nase haltend, unentwegt Gott um Hilfe anflehend. Das Geschrei der Fliehenden mischte sich mit dem Krachen des brennenden Holzes und den Trompeten der schwedischen Soldaten. Endlich erreichte sie die Reeperbahn. Auch dort war alles voller Menschen. Nahe der Straße hatte ein Lagerschuppen für Reepseile Feuer gefangen. Die Seiler und Reepschläger versuchten verzweifelt, die Flammen mit Decken niederzuschlagen, um den Brand zu löschen. »So helft doch, Leute. Unsere Jahresarbeit geht sonst in Flammen auf!« Aber niemand blieb stehen, um den Männern beizuspringen. Zu groß war die Angst vor den Schweden. Auch Eva drehte sich ängstlich nach den Dragonern um. Aber es waren keine zu sehen, auch keine Fußsoldaten. Sie lauschte in das Getümmel hinein. Schreie und Rufe hallten von allen Seiten, doch es waren keine Trompeten mehr zu hören. Offenbar hatte sie den von den Schweden um Altona gezogenen Ring verlassen. Erschöpft lehnte sie sich an einen Laternenpfahl, um zu verschnaufen. Tränen der Erleichterung rannen ihr über die mit Ruß verschmierten Wangen. Gott hatte sie erhört. Wieder ein-

mal hatte er ihr in größter Not beigestanden, hatte sie aus dem Höllenfeuer herausgeführt. Aber noch war sie nicht gerettet. Sie musste weiter, sich und ihr ungeborenes Kind in Sicherheit bringen.

»Mein geliebter Gott, ich danke dir für deine unendliche Liebe und Gnade. Beschütze mich und mein Kind auch weiterhin und weise uns den Weg an einen sicheren Ort.«

Noch während sie betete, spürte Eva die zarten Bewegungen des Kindes in ihrem Leib, und ein warmes Gefühl der Liebe verdrängte die Angst, die sie in den letzten Stunden beherrscht hatte. Auf dem Hamburger Berg lebten mehrere Brüder und Schwestern im Glauben. Irgendjemand von ihnen würde sie schon aufnehmen und ihr Obdach gewähren. Denn Gott war bei ihr. Eva zog ihren Mantel fest um die Schultern und machte sich wieder auf den Weg.